

## **Zum 80. Geburtstag des verstorbenen Erzbischofs Josef Schubert**

Erzbischof Josef Schubert, 1925—1931 Pfarrer in Karamurat

Von Prälat Dr. Hieronymus Menges, Karamurat

Am 24. Juni 1970 wäre Erzbischof Josef Schubert 80 Jahre alt geworden. Jeder, der ihn früher kannte, hätte ihm durchaus zugetraut, dieses hohe Alter zu erreichen und weit zu überschreiten; blieb er doch bis zuletzt geistig und körperlich überaus beweglich und rege. Doch die grausam-brutale Zeit von 1951-1964 in 9 verschiedenen Gefängnissen und danach im Hausarrest ging nicht spurlos an diesem großen Mann der Kirche vorüber. Nur seinem eisernen Willen und seiner beherrschten, korrekten Lebensweise, in erster Linie jedoch der Gnade Gottes ist es zu verdanken, daß Josef Schubert alle Folterungen und Qualen, alle Demütigungen und Erniedrigungen mit ungeschmälertem Gottvertrauen überstehen konnte. Während unserer gemeinsamen Jahre im Gefängnis und im Hausarrest konnte ich aus nächster Nähe mitverfolgen, wie Erzbischof Schubert an äußeren Widerwärtigkeiten nicht zerbarst, sondern wuchs und seinen Mitmenschen ermutigendes Beispiel und Orientierung war — ein Leuchtturm in der wütenden Brandung der kommunistischen Zeit nach 1944. Und es bewahrheitete sich an ihm, um bei einem ähnlichen Bild zu bleiben, daß alle Dunkelheit dieser Welt nicht das Licht einer einzigen kleinen Kerze zu löschen vermag. Geradlinig und unbeirrt ging der greise Erzbischof seinen Weg in der Nachfolge Christi.

Auch als es für ihn aussichtslos schien, jemals wieder sein bischöfliches Amt ausüben zu dürfen, ließ seine Sorge um die ihm anvertrauten Gläubigen nicht nach. Als er sein Ende nahen fühlte, strebte er energisch seinem letzten Ziel zu: Rom. Der Hl. Vater sollte aus erster Hand über die Lage der Kirche in Rumänien informiert werden. Am 24. Januar 1969 verließ er schweren Herzens seine Heimat, um über die Schweiz und Deutschland nach Rom zu fahren. Ergriffen durfte ich miterleben, wie der Erzbischof nachdrücklich und inständig dem Papst in der Privataudienz am 22. Februar 1969 die Sorge um die Katholiken Rumäniens ans Herz legte. Der schwerkranke (Krebs) konnte nur noch seine Schmerzen für das Wohl seiner Erzdiözese aufopfern, nachdem er seit Anfang März in der Münchner Klinik r. d. Isar lag. An der Seite seines Krankenbettes und während seiner Sterbestunde war ich Zeuge seiner Tapferkeit und Bereitschaft, für Christus und seine Kirche zu leiden. Kardinal Döpfner (München), der den Erzbischof bereits kurz nach dessen Ankunft in Deutschland kennengelernt hatte, ließ es sich ebensowenig nehmen, den kranken Mitbruder zu besuchen wie Erzbischof Bafile, der Apostolische Nuntius von Deutschland. Papst Paul VI. sandte dem Kranken telegraphisch seinen Segen und brüderlichen Gruß.

Am Karfreitag (4. 4. 1969) verschied Erzbischof Josef Schubert ruhig und gefaßt in meinen Armen. Am folgenden Tag wurde er im Münchener Liebfrauen-Dom aufgebahrt. Am Mittwoch nach Ostern (9. 4. 1969) fand das feierliche Requiem und die Beisetzung in der Bischofsgruft der Kathedrale statt. Die Priester, die ehemals in Rumänien gewirkt hatten, waren fast vollzählig erschienen, ebenso zahlreiche Rumäniendeutsche und Exilrumänen, die Exzellenz Schubert kannten, aber auch sehr viele Münchner, die teilnahmen am Heimgang eines Bischofs der verfolgten Kirche. Ein letztes Mal stand ich an den Chortreppen des gewaltigen Domes vor dem schlichten Eichensarg, der den Versiegelten Zinnsarg mit der sterblichen Hülle des Erzbischofs enthielt. Nur eine weiße Mitra und ein Kranz roter Rosen den ich in Vertretung der Erzdiözese Bukarest niedergelegt hatte schmückten den Sarg. In Gedanken empfand ich die Jahre nach während derer mir Josef Schubert in Freundschaft verbunden war. Er, der tüchtige Pfarrer meiner Heimatgemeinde Karamurat, der gebildete Dompfarrer und spätere Erzbischof von Bukarest, sollte fern seiner Erzdiözese und Heimat beigesetzt werden. Dieser Umstand erscheint unbedeutend in

Anbetracht des erfüllten Lebens des Heimgegangenen, berührte mich aber dennoch. Und ich dachte an die letzten Worte Gregors VII, der fern dem päpstlichen Stuhl bekannte: »Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehabt; daher sterbe ich in der Verbannung!« — Kardinal Döpfner bewies jedoch wahrhaft katholische weltoffene Gesinnung, als er seinem verstorbenen Mitbruder eine gebührend ehrenvolle Beisetzungsfeier bereitete. Erzbischof Schubert hätte in seiner eigenen Kathedrale nicht würdiger die letzte Ehre erwiesen werden können.

Die Orgel durchbrauste machtvoll das gut gefüllte Kirchenschiff, um später mit gedämpfter Registrierung zusammen mit dem Orchester den Chorgesang zu begleiten; feierlich zog das Domkapitel und eine lange Reihe von Prälaten und Pfarrern — meist aus Rumänien stammend — in die Frauenkirche ein, gefolgt vom Erzbischof von München und Freising, Julius Kardinal Döpfner, vom Apostolischen Nuntius in Deutschland, Erzbischof Corrado Bafile und von den Weihbischöfen Kampe (Limburg, früher Alba Julia), Neuhäusler und Defregger (beide München). Als in der Lesung aus dem 2. Korintherbrief der Apostel Paulus die Bürde des Apostelamtes schilderte, war allen Zuhörern bewußt, daß die nämlichen Worte auf das priesterliche Leben und Wirken des verstorbenen Bukarester Erzbischofs zutrafen: »In allem sind wir bedrängt, aber nicht erdrückt, im Zweifel, aber nicht in Verzweiflung, verfolgt, aber nicht verlassen, zu Boden geworfen, aber nicht umgebracht. Allzeit tragen wir das Sterben Jesu an unserem Leib herum, damit auch das Leben Jesu an unserem Leib offenbar werde. Wie Christus werden wir dann auferstehen von den Toten. Deshalb sind wir nicht verzagt; im Gegenteil: wenn auch unser äußerer Mensch aufgerieben wird, erneuert sich doch unser innerer von Tag zu Tag. Denn unsere augenblickliche geringfügige Trübsal erwirkt uns eine von Fülle zu Fülle anwachsende, alles überwiegende ewige Herrlichkeit, da wir den Blick auf das Ewige, nicht das Vergängliche richten.« (2. Kor. 4, 8—18.) Und im hl. Evangelium nach Johannes vernahmen wir die Worte Christi, an denen gemessen das opfervolle Dienen Josef Schuberts vor Gott zu bestehen hoffen kann: »Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein. Wenn es aber stirbt, bringt es viele Frucht ... Wenn einer mir dient, folge er mir, und wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein.« (Jo. 12, 24—26). Die beiden Sfschriftstücke (nach Johannes und Paulus) dienten Kardinal Döpfner als Ausgangspunkt und Grundlage seiner Ansprache, die er am Sarge seines verstorbenen Mitbruders nicht ohne innere Bewegung vortrug:

»Hochwürdigster Herr Apostolischer Nuntius!  
Meine lieben Mitbrüder im bischöflichen und priesterlichen Dienst!  
Meine Brüder und schwestern im Herrn!

Wenn wir in der Osterwoche Abschied nehmen von einem Bischof der Kirche, zumal wenn er am Sterbetag unseres Herrn, am Karfreitag, selbst seinem Herrn im Sterben folgen durfte, dann hat gerade das, was wir eben im Evangelium des hl. Johannes aus dem 12. Kapitel hörten, einen ganz besonders dichten und ansprechenden Sinn. Denn das war doch eine ausgesprochen österliche Botschaft, eine Deutung des Sterbens und der dieses Sterben abschließenden Auferstehung im Sinne des Heiles für uns alle. Unser Herr ist jenes Weizenkorn, das in die Erde fiel, das am Karfreitag starb und das nun in dieser Auferstehung wie das Weizenkorn herauswächst aus dem dunklen Boden und dann vielfältige Frucht bringt; so ist auch der Herr nicht allein geblieben, sondern er ist das Heil geworden für viele. Gerade in diesem seinem Sterben, im Gehorsam und in diesem seinem Wirken für uns wurde der Vater verherrlicht. Aller Dienst in der Kirche steht in der Sendung durch den Herrn und steht auch in dieser Nachfolge des Herrn. Gewiß ist es bei uns, den Dienern des Herrn und den Dienern der Kirche, auch darin so wie bei unserem Herrn, daß wir die Botschaft verkünden müssen, wie er es getan hat, daß wir seine Boten sein müssen, die sein Heilssterben gegenwärtig setzen und wirksam werden lassen in der Kir-

che, in der Feier der hl. Messe und in der Verwaltung der übrigen Sakramente. Aber, gerade wenn wir die Lesung hörten aus dem 2. Korintherbrief, dann spüren wir, daß dieser Dienst allein noch nicht genügt, sondern daß wir auch dazu vom Herrn gesandt sind, nun einzugehen in dieses sein eigenes Leiden. Was in dem Abschnitt aus dem Johannes-Evangelium schon gesagt wurde mit dem Satz, daß der Diener dem Herrn nachfolgen soll, sein Leben hingeben soll, das hat der hl. Paulus hier entfaltet. Und gerade dieser zweite Korintherbrief, meine lieben priesterlichen Mitbrüder, ist so eine unerhört tröstliche Botschaft für uns. Und gerade für uns Priester, die nicht in dem menschlichen Sinn greifbar, mesbar ein erfolgreiches Wirken haben dürfen, — wir werden ja nachher in einem Bericht über das Leben unseres heimgegangenen Mitbruders, Erzbischof Josef Schubert, das im einzelnen hören, — gerade für ein solches Leben ist das, was Paulus hier sagt, was manche von Ihnen so ähnlich erlebten in Rumänien, wessen manche von uns auch in unserem Land aus früheren Tagen sich erinnern und was wir gerade heute irgendwie alle erleben, das ist hier ausgesprochen. Es gibt nicht nur ein Wirken für den Herrn in der Führung von Gemeinden, der Verkündigung des Wortes Gottes, in der Verwaltung der Sakramente, sondern es gibt auch ein Leiden für und mit Christus, aber ein Leiden, das zugleich der kostbarste Dienst für die Kirche ist. Der Apostel sagt von sich — und es könnte das ja an sich auch jeder Getaufte, jeder Christ von sich sagen —, solange wir leben, werden wir um Jesu willen in den Tod gegeben, damit sich auch Jesu Leben an unserem sterblichen Leib offenbare. Das ist das unfassbar tiefe Geheimnis christlichen Lebens, daß wir hineingegeben sind und uns selbst auch hineingeben müssen in das Sterben unseres Herrn, daß wir auf seinem Kreuzweg gehen müssen und daß wir dabei bereits in diesem unserem irdischen Leib und irdischen Weg die Herrlichkeit, die Kraft der Auferstehung an uns erfahren, die sich einmal voll, ungehemmt und ungehüllt an uns erfüllen wird.

Nun beachten wir aber einmal den ganz eigenartigen Satz, der darauf folgt. ‚So wirkt also in uns der Tod, in euch das Leben.‘ Der Apostel sagt also, was ich hier auszuhalten habe in jeder Hinsicht, für und mit dieser Gemeinde, die ihm, wie dieser Brief zeigt, soviel Kummer macht in all’ seinem apostolischen Dienst, in all’ seiner apostolischen Mühsal, die er ja dann eingehend im 11. Kapitel und im 12. schildern wird, all’ das ist für euch, damit in euch das Leben wirke. Und später wird es etwas anders gewendet, aber ganz ähnlich gesagt, und zwar gerade im Blick auf die Verherrlichung Gottes; denn alles geschieht um euretwillen, damit die überreiche Gnade um der vielen willen den Dank überfließend mache zur Verherrlichung Gottes. Meine Lieben, welch’ kostbare Worte sind das! Und diese dürfen wir schreiben über 13 Jahre, ja eigentlich muß man sagen 18 Jahre bischöflichen, stillen, verborgenen Leidens. Wo dieser Bischof nicht wirken durfte inmitten der Seinen in seiner Diözese, sondern bloß in der Stille eines Kerkers, in der Verborgenheit einer ihm zugewiesenen Wohnung gelitten hat für seine Kirche.

Meine Lieben, ein Bischof, der an der Bahre eines solchen Mitbruders steht, weils sich sozusagen trotz all’ des vielfältigen Dienstes — dieser Mitbruder wurde ja wenige Jahre nach meiner eigenen Bischofsweihe dazu bestellt —, weiß sich geradezu arm und mit leeren Händen neben einem solch kostbaren, wenn auch für Menschen nicht faßbaren Dienst des Leidens. Und ich bin überzeugt, daß er in diesen Jahren, wo ja die Worte der Hl. Schrift in langen, langen Stunden, da er nicht arbeiten konnte, wohl sein einziger Halt waren, daß da ein Satz wie der folgende ihm tiefen Trost gegeben hat. ‚Darum verzagen wir nicht, und wenn auch unser äußerer Mensch zugrunde geht, unser innerer wird erneuert von Tag zu Tag. Und unsere augenblickliche, im letzten dann doch geringe Last an Trübsal schafft uns eine über alle Maßen grobe, ewige Fülle von Herrlichkeit.‘

Wenn wir nun das heilige Opfer feiern, dann ist es in Wahrheit zum Abschluß dieses Lebens ein Opfer des Dankes. Aber da wir nun alle vor dem heiligen Gott stehen, und jene, die es ernst meinten damit, die wissen das ganz besonders, darum beten wir auch

trotz dieses in solcher Sicht so reichen Lebens, beten wir auch für unseren Bruder, daß der Herr ihm die letzte Läuterung schenke und ihn in jene Verherrlichung hineinnehme, von der das Evangelium gesprochen hat. Die Fürbitte dieses heiligen Opfers aber wird in ganz besonderer Weise der Kirche von Bukarest, der Kirche in Rumänien überhaupt gelten; wird gelten den Bischöfen dort, ob sie nun wirken können oder nicht, das heißt, wirken im Sinn unseres heimgegangenen Erzbischofs Schubert, den Priestern, daß sie dabei nicht verzagen, sondern sich durch solche Frohbotschaft innerlich stärken lassen, daß also das Weizenkorn in solch' dunkler Erde in der Kraft und Gnade Jesu Christi reife und wachse.

Meine lieben Brüder und Schwestern! Wenn nun dieser Bischof hier bei uns in Deutschland in der Bischofsgruft der Frauenkirche zur letzten Ruhe gebettet wird, dann wollen wir seinen irdischen Leib in unserer Mitte wie eine Reliquie — sagen wir schlichter —, wie einen Anruf bergen an uns selbst. Könnte ich doch in dieser Stunde all' den Priestern, die augenblicklich sich abmühen, abquälen, wie wir sagen, mit dem Priesterbild, die unter der Erfolglosigkeit ihres Wirkens, unter der Ortlosigkeit ihres Standes leiden, könnte ich ihnen doch ein wenig in dieser Stunde geben von dem Sinn eines solchen Wirkens, wie es sich kundgab in diesem Priester- und Bischofsleben, und wie es ausgesprochen wird in den Worten des heiligen Paulus. Ich glaube, für die Zukunft der Kirche brauchen wir dringend solchen Glauben. So wird unsere Fürbitte uns allen und auch der Kirche in unserem Land gelten. Und so ist unsere innige Bitte, daß wir dem Herrn, dem gekreuzigten, dem verherrlichten Herrn nachfolgen, seine Botschaft künden, seinen Kreuzweg gehen und bei all dem nie vergessen, daß wir es tun für unsere Brüder. Amen«

Der Kardinal legte einen Kranz roter Nelken an der Bahre seines verstorbenen Mitbruders nieder. Außerdem legten Kränze nieder: Fräulein Maria Wyrsh aus der Schweiz, in deren Familie Josef Schubert seine Jugendjahre verbrachte. Architekt Georg Berlinger und Bauingenieur Ebner, die mit dem ehemaligen Dompfarrer von Bukarest eng befreundet waren, die Englischen Fräulein von München-Berg am Laim, bei denen Erzbischof Schubert bis zu seinem Hinscheiden wohnte, und ich. Bevor der Sarg mit den sterblichen Überresten Josef Schuberts in die Bischofsgruft zur Beisetzung getragen wurde — begleitet von den anwesenden Bischöfen, Priestern und Angehörigen —, war es mir letzter Liebedienst, Leben und Werk des verschiedenen Erzbischofs zu würdigen. Selten fiel mir eine Ansprache so schwer wie jene am Sarge meines hochverehrten Erzbischofs und treuen Freundes:

### **Meine Ansprache**

„In den frühen Morgenstunden des Karfreitag schied Erzbischof Josef Schubert im Alter von 78 Jahren gefaßt und gottergeben, still und friedlich aus dieser Welt. Voll Ehrfurcht und Bewunderung verneigen wir uns vor der Persönlichkeit und dem Lebenswerk dieses Märtyrerbischofs unserer Tage, der sich selbst ein Denkmal gesetzt hat, das bleibender ist als solches aus Stein oder Erz.

Energisch und unerschrocken hielt er jahrzehntelang inmitten einer atheistischen Umgebung die Fahne Christi aufrecht. Von Pflichtbewußtsein und Treue beseelt, kämpfte er als Primas Rumäniens für die Kirche Christi in jenem leidgeprüften Land. Weder Drohungen noch Kerker vermochten seinen Glauben in Christus und seine Wahrheitsliebe zu erschüttern — seinen Verfolgern zur Beschämung, den Gläubigen zur Aufmunterung.

Das Leben dieses ungewöhnlichen Menschen durchmaß Freud und Leid gleichermaßen. Als Handwerkersohn am 24. Juni 1890 in Bukarest geboren, besuchte er bis 1912 das Benediktiner-Gymnasium Engelberg in der Schweiz. Anschließend studierte er in Inns-

bruck Philosophie und Theologie. Am 15. Juli 1916 wurde Josef Schubert in Innsbruck zum Priester geweiht. Über ein Jahr lang wirkte er als Vikar an der Franziskanerkirche in Luzern. Während seiner glücklichen Schweizer Zeit knüpfte er manch dauerhaftes Freundschaftsband, das erst der Tod durchschnitt

Am 15. September 1918 kehrte der vielversprechende junge Priester nach Bukarest zurück, wo er sogleich an der Kathedrale als Kaplan angestellt wurde. In den folgenden drei Jahrzehnten durcheilte Josef Schubert die Stufen der Hierarchie schnell und anscheinend mühelos. Bereits seit 1931 bekleidete er das ehrenvolle Amt des Dompfarrers an der Kathedrale St. Joseph in Bukarest. Der vornehme und gewandte, der hochgebildete und künstlerisch begabte Dompfarrer genoss über die Grenzen der Hauptstadt hinaus im ganzen Bistum hohes Ansehen bei den Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, der Wissenschaft und Kunst. Doch aller äußerer Glanz und alle weltlichen Ehrungen konnten ihn nicht von seiner seelsorglichen Arbeit abdrängen; sein gütiges, mildes Priesterherz gehörte den Armen und Kranken.

Als sich das kommunistische Regime in Rumänien etablierte und die bestehenden Kräfte in revolutionärem Sturm hinwegfegte, konnte nur eine starke, unerschrockene, gleichzeitig tiefgläubige Persönlichkeit die katholische Kirche in Rumänien führen. Da richteten sich die Augen auf den bewährten Dompfarrer von Bukarest. Am 24. Mai 1950 wurde er zum Apostolischen Administrator der Erzdiözese Bukarest ernannt und empfing am 30. Juni des gleichen Jahres die Bischofsweihe. Die Gnade Gottes befähigte den Sechzigjährigen zu ungeahnten Leistungen und eiserner Standhaftigkeit. Furchtlos trat er den neuen Machthabern gegenüber und gebot ihrem zerstörenden Wirken Einhalt.

Da weder Gefahren noch Drohungen seinen heiligen Eifer für die katholische Kirche dämpfen konnten, wurde Bischof Schubert am 17. Februar 1951 verhaftet und am 14. September 1951 zu zweimal lebenslänglicher Kerkerhaft verurteilt. Tapfer und ohne jede Verbitterung büßte er 13½ Jahre davon in neun verschiedenen Gefängnissen ab, bis er am 4. August 1964 als einer der letzten politischen Häftlinge Rumäniens begnadigt wurde. Seither lebte er in einem Gebirgsdorf (Timişul de Sus) in Hausarrest, wobei es ihm weiterhin untersagt blieb, irgendwelche priesterliche oder gar bischöfliche Tätigkeit auszuüben.

Aber auch die jahrelange Beschränkung seiner Handlungsfähigkeit konnte seinen kämpferischen Geist nicht niederzwingen. Der hochbetagte Bischof dachte in seiner ausweglos erscheinenden Situation nicht daran, zu resignieren. Mochten ihm die kommunistischen Machthaber verwehren, jemals wieder auf den erzbischöflichen Stuhl von Bukarest zurückzukehren, sein letztes Ziel war Rom. Er wollte unbedingt dem Hl. Vater persönlich über die Kirche in Rumänien berichten. Niemand — ausser ihm selbst — glaubte mehr an die Realisierung seines Wunsches, da seine latente Krankheit endgültig ausbrach. Doch das Unwahrscheinliche wurde Wirklichkeit: Am 24. Januar 1969 konnte Bischof Schubert als Todgeweihter sein geliebtes Rumänien verlassen, um in Rom als Fürsprecher der Kirche Rumäniens aufzutreten. Ich holte den Bischof, dessen Substitut ich war, auf dem Flughafen Zürich ab und brachte ihn am 28. Januar nach München.

Alles Zureden, sich zunächst gesundheitlich zu erholen, half nichts. Bischof Schubert behielt energisch und unbeirrbar sein Ziel im Auge: Rom. Schließlich war er nicht gekommen, um sich in der Freiheit einen gemächlichen, unbeschwerten Lebensabend einzurichten. Er hatte sein Leben bis zum letzten Tag dem Dienste Gottes und der ihm anvertrauten Herde in Rumänien gewidmet.

So begaben wir uns denn am 6. Februar dieses Jahres (1969) auf den Weg nach Rom, wo den Bischof eine Reihe anstrengender Besprechungen erwarteten. Am 19. Februar begrüßte der Hl. Vater den Erzbischof in einer Generalaudienz im Petersdom und würdigte mit warmen Worten seine Persönlichkeit.



*Erzbischof Josef Schubert heim Hl. Vater am 19. 2. 1969*

Am 22. Februar schilderte Bischof Schubert dem Hl. Vater in aller Ruhe, aber auch mit aller Klarheit die Lage der Kirche in Rumänien. Innerlich befreit und glücklich, äußerlich am Ende seiner Kräfte, gestand er mir anschließend: ‚Es ist Vollbracht! Nun habe ich meine Aufgabe erfüllt, meine Sendung beendet.‘

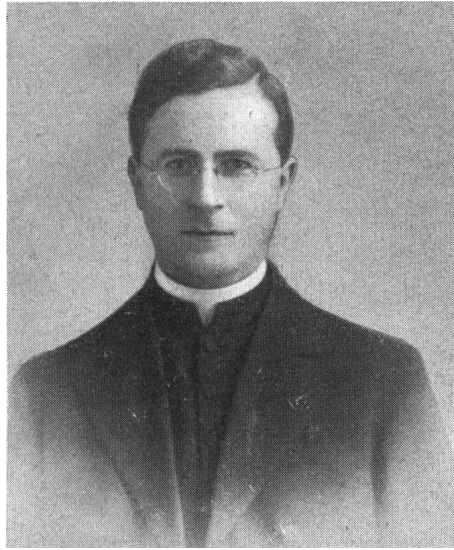
Unerbittlich zwang ihn seine Krankheit wieder auf das Lager, von dem er sich nicht mehr erheben sollte.

Der Außenstehende mag das Hinscheiden Erzbischof Schuberts so kurz nach seiner Ankunft aus Rumänien als tragisch empfinden. Ihm selbst bedeutete es krönender Abschluß eines arbeitsreichen Lebens. Anfang Februar schrieb mir Erzbischof Schubert eine Widmung in mein Gästebuch, wobei er die markanten Stationen seines Lebens kurz festhielt. »Die Linie der Vorsehung«, schrieb er, »scheint merkwürdig gebrochen, zeigt jedoch den Weg einer gütigen Vaterhand.«

Und so gefiel es Gott, seinen pflichtbewußten und treuen Diener, dessen ganzes Leben im Zeichen der Nachfolge Christi gestanden hat, am Karfreitag von seinem dornenreichen irdischen Weg zu sich zu rufen. Aber wie Christus, sein Herr, nach den Leiden des Karfreitags in österlicher Verherrlichung auferstand, so wird auch für Erzbischof Schubert der irdische Tod Pforte zur ewigen Glückseligkeit sein.“

Nach der Beisetzung trafen sich Kardinal Döpfner, Nuntius Baf1e, Weihbischof Kampe und die aus Rumänien stammenden Priester im „Europäischen Hof“. Gesprächsthema war verständlicherweise der verstorbene Erzbischof von Bukarest, den die Anwesenden bei den verschiedensten Gelegenheiten kennengelernt hatten. Das Wirken Josef Schuberts in der Dobrudscha fand wiederholt lobende Erwähnung.

Ich selbst habe Josef Schubert während seiner sechsjährigen Tätigkeit als Pfarrer von Karamurat nicht näher gekannt, da ich das Gymnasium in Jassy und Bukarest besuchte. Sooft ich ihm jedoch schrieb, antwortete er mir prompt und freundlich. Schon damals bewunderte ich seine Schrift, die eine Künstlerhand verriet. Von meinen Verwandten habe ich jedoch sehr viel über den damaligen Pfarrer von Karamurat gehört.



*Josef Schubert als Pfarrer von Karamurat*

Am 11. Februar 1925 erhielt er die Ernennung zum Pfarrer von Karamurat, der größten deutschen Pfarrei innerhalb der Erzdiözese Bukarest. Als er in Karamurat ankam — es war schönes Wetter —, traf er die Leute schon fleißig bei der Feldarbeit an. Dieser Eifer und die Sauberkeit im Dorf imponierten dem neuen Pfarrer, der von seiner bisherigen Pfarrei Popești anderes gewöhnt war ... Tatkräftig forderte er die fleißige und strebsame Einstellung der Deutschen. Als erstes Projekt nahm er die Neuschaffung des Friedhofs in Angriff. Er verstand es, die Leute für seinen Plan zu gewinnen eine Steinmauer wurde aufgeführt, ein eisernes Tor eingefügt und die Gräberfelder genau eingeteilt: Zur Linken sollten die Ruhestätten der Erwachsenen, zur Rechten diejenigen der Kinder liegen. In der Mitte des Friedhofs wurde ein hohes Kreuz errichtet. Der Pfarrer hielt die Leute an, ihre Gräber sorgsam zu pflegen; das brauchte er nicht zweimal zu sagen. In dem neuen Friedhof wurde jede handbreite Erde liebevoll gepflegt, so dass er dem Besucher zur Augenweide wurde. Pfarrer Schubert war selbst ein begeisterter Blumenfreund und pflanzte daher im Pfarrgarten prächtige Sorten an, u. a. wunderschöne Rosen.

Augenfällig war, daß sich mit dem Amtsantritt des neuen Pfarrers das Verhältnis der deutschen Gemeinde zu den rumänischen Behörden schlagartig änderte. Die früheren Pfarrer waren im Ausland geboren und sprachen teilweise kaum ein Wort Rumänisch. Pfarrer Schubert nahm am Wohl und Wehe der deutschen Gemeinde regen Anteil und wollte als Haupt der Gemeinde bei wichtigen Ereignissen nicht übergangen werden. Nur widerwillig stimmten die rumänischen Behörden zu. Als Pfarrer Schubert zum ersten Mal eingeladen wurde, schenkten ihm die Anwesenden — Bürgermeister, Notar, rumänische Popen und Schuldirektor — nur geringe Aufmerksamkeit. Sie hatten sich jedoch in dem deutschen Pfarrer getäuscht. Dieser ging sofort zum Präfekten und beschwerte sich darüber, daß diese unkultivierten Leute ihn, der in der Schweiz und in Österreich studiert hatte, an der Nase herumführen wollten. Seitdem hatten die Rumänen vor dem deutschen Pfarrer Respekt und fragten ihn vor allen wichtigen Entscheidungen um Rat.

Bei seiner ersten Zusammenkunft mit dem Schulzen und den Kirchenvätern der deutschen Gemeinde, als über Gehalt und Verpflegung gesprochen wurde, verlangte Pfarrer Schubert sofort, daß er wenigstens einmal im Monat zur Stadt Konstanza gefahren werde und ihm auch ermöglicht werde, die anderen Priester der Dobrudscha zu besuchen. Auch mit den evangelischen Dörfern suchte er Kontakt aufzunehmen und schlug es nicht ab, in Cogealac eine Rede zu halten. Hätte er längere Zeit in Karamurat wirken können,

so wäre es sicher zu einer engeren Zusammenarbeit zwischen katholischen und evangelischen Dobrudscha-Deutschen gekommen.

Pfarrer Schubert nahm sich gewissenhaft der Kinder an. Er erteilte ihnen Unterricht in Religion und in Deutsch und brachte ihnen viele Lieder und Spiele bei.

Die unverheirateten Burschen machten ihm anfangs manchen Kummer. Er sah es nicht gern, daß sie am Sonntag ins Wirtshaus gingen, wo sich die verheirateten Männer aufhielten. Es wurde getrunken und kam zu Schlägereien. Daher verlangte er von den Männern, sie sollten die jungen Burschen hinauswerfen. Den Schulzen und die Gemeinderäte versuchte er, auf seine Linie festzunageln. Die jungen Leute wollten sich nichts vorschreiben lassen und waren auf den energischen Pfarrer böse. Aus Protest stellten sie dem Pfarrer am Pfingstmontag keinen Pfingstbaum mehr vor dem Pfarrhaus auf. Als Paul Ruscheinski, der Sänger, das bemerkte, rief er sofort einige Männer zusammen, um wie bisher einen Pfingstbaum aufzustellen.

Auch mit der Wache am Heiligen Grab (Karfreitag) gab es Ärger. Die jungen Burschen, die die Wache abwechselnd hielten, verbrachten die Nacht in der Schule. Aus Langeweile wurde getrunken, geschossen und Schabernack getrieben. Verständlicherweise verärgerte dieser jugendliche Leichtsinn manchen Dorfbewohner. Alois Müller u. a. traten daher an den neuen Pfarrer heran mit der Bitte, die alte Sitte der Wache am Heiligen Grab abzuschaffen. Pfarrer Schubert zögerte; er war überzeugt, daß sich das Unangenehme auch ohne Abschaffung der schönen Sitte beseitigen ließe. Er sprach mit den jungen Burschen und beauftragte Julius Wisoschinski, einen Befürworter des Brauches, für Ordnung zu sorgen. Die Jungen gaben dem Pfarrer ihr Wort, und niemand hatte fürderhin etwas zu beanstanden.

Mit dem Kirchenchor war Pfarrer Schubert sehr zufrieden. Auf Seinen Organisten Paul Ruscheinski konnte er sich verlassen. Im Chor sangen unverheiratete Mädchen und verheiratete Männer. Ohne Schwierigkeiten sangen sie vierstimmig, und zwar auswendig, deutsche Lieder und lateinische Messen.

Man rechnete es dem neuen Pfarrer hoch an, daß er medizinisches Verständnis besaß und sich um die Kranken annahm. Seine Diagnosen trafen stets genau zu. Erstmals wurden Leute aus dem Dorf an Blinddarm, Bruch u. dgl. m. operiert und dadurch vor einem frühen Tod bewahrt.

Pfarrer Schubert lag überaus viel daran, das kulturelle Niveau der Pfarrei zu heben. Er brachte die Pfarrbibliothek in Ordnung und warb dafür, daß sie ausgiebig benützt werde. Das war freilich leichter gesagt als getan. Die Leute waren durch ihre Arbeit so in Anspruch genommen, daß sie in ihren wenigen Stunden der Muße nicht noch anspruchsvolle Bücher lesen wollten. Pfarrer Schubert war hierüber in gewissem Grade enttäuscht. Er war in der Stadt geboren, in der Schweiz und in Osterreich herangewachsen und viel in der Welt herumgekommen. Für die enge Welt der Bauern fehlte ihm wohl das Verständnis, um das er sich jedoch immer bemühte. Es ließ sich daher nicht vermeiden, daß sich Gemeinde und Pfarrer nie ganz nahe kamen; sie sprachen gewissermaßen verschiedene Sprachen. Pfarrer Schubert konnte nicht verstehen, daß sich die Leute so wenig Zeit für Bildung und Kultur nahmen, daß sie sich nicht einfallsreicher kleideten u. dgl.m. Die Pfarrkinder legten ihrem Pfarrer seine gepflegte Erscheinung und tadellose Kleidung, sein sicheres Auftreten und seine gewählte Ausdrucksweise als Stolz aus. Sie brachten ihm daher auch nicht landwirtschaftliche Produkte, wie es zuvor und hernach geschah.

Mein Schwager Toni Schmidt war zu jener Zeit Schulze. Wenn er mit den Gemeinderäten zum Pfarrer kam, bot ihnen dieser nie einen Platz an. Er selbst verhandelte nur stehend. Die Leute faßten diese Gewohnheit dahingehend auf, der Pfarrer wollte keine Zeit mit ihnen verlieren. Wenn auch niemand etwas Schlechtes über den Pfarrer zu sagen



gewußt hatte, so trauten sie sich doch nicht, auf kindliche Art ihm ihre Anliegen vorzutragen.

Auf der anderen Seite spürte der Pfarrer die Distanz und litt darunter, da er argwöhnte, er sei nicht beliebt.

In späteren Jahren erzählte mir Exzellenz Schubert sehr oft über Personen und Begebenheiten aus Karamurat. Ich bemerkte, daß er es nicht tat, um mir etwa zu schmeicheln; es kam ihm vielmehr aus dem Herzen. Freilich fühlte er sich als Dompfarrer von Bukarest (er verließ Karamurat am 16. Juni 1931) wohler, aber seine grundlegenden seelsorglichen Erfahrungen hatte er in Karamurat gewonnen. Während seiner dortigen 6jährigen Tätigkeit waren ihm die Karamurater mit all ihren persönlichen Problemen mehr ans Herz gewachsen, als man je annehmen könnte. Ich wunderte mich jedesmal aufs neue, wenn er mir von Einzelheiten berichtete, von denen selbst ich nichts wußte. Bis zuletzt war er sehr interessiert, was aus seinen ehemaligen Pfarrkindern geworden ist. Er freute sich, wenn ich ihm erzählen konnte, wie gut alle in Deutschland, Österreich und in Amerika Wurzel gefaßt und sich emporgearbeitet haben. Josef Schubert hat sich als Pfarrer von Karamurat um das leibliche, geistige und seelische Wohl seiner Pfarrkinder sehr verdient gemacht. Er hat später als Prälat und Erzbischof am Schicksal seiner ehemaligen Pfarrkinder Anteil genommen und sie in sehr guter Erinnerung behalten. Alle Karamurater wissen, wieviel sie ihrem ehemaligen Pfarrer zu verdanken haben. Sie werden ihm ein ehrendes Gedenken bewahren.